

Kommentar zur Evolutionsdebatte zwischen Kirche und Naturwissenschaft zu der vom österreichischen Kardinal Schönborn 2005 losgetretenen Debatte um die Neodarwinistische Evolutionstheorie

Helmut Bartussek

Der Österreichische Kardinal Christoph Schönborn hat im Sommer Jahre 2005 mit Zitaten von Papst Johannes Paul II. aus 1985, 1986 und 1996 Kritik am „neodarwinistischen Dogma“ geübt. Es gebe kein konfliktfreies Nebeneinander von kirchlicher Lehre und neodarwinistischer Evolutionstheorie. Die katholische Kirche vertrete die Auffassung, die Welt sei nicht das Ergebnis irgendeiner Notwendigkeit, eines blinden Schicksals oder des Zufalls, sondern von Gott in seiner Weisheit nach Plan und mit einem Ziel erschaffen worden.

Darauf hin hagelte es weltweit Schelte. Man billigt der Kirche keine Aussagen zu, die als unerlaubte Konkurrenz zur Naturwissenschaft angesehen werden. Ihre öffentliche Kompetenz beschränke sich auf metaphysische Aspekte der Entwicklung und ethische Fragen der Gesellschaft. Punktum.

Dazu ist festzustellen, dass die „Erweiterte Synthetische Theorie der Evolution“, wie der moderne Darwinismus heute heißt, aus vier Teilbereichen besteht, (1) der Entwicklungslehre, (2) der Abstammungslehre, (3) der Lehre von der erblichen Variabilität der Individuen einer Art und (4) der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein (Selektionstheorie). Nur dieser vierte Teilbereich der Theorie steht theologisch in Frage (auf Ansichten fundamentalistischer Kreationisten braucht eine seriöse Diskussion nicht einzugehen).

Die Selektionstheorie hat viele gute Argumente auf ihrer Seite, kann aber experimentell nicht belegt werden: Es gibt keine erfolgreichen Versuche zur Entstehung selbständig lebender Organismen aus Ursuppen (Biogenese). Die Erbsubstanz der Organismen (DNS) hat sich im Zuge der Evolution vom Einzeller bis zum Säugetier um etwa das Tausendfache verlängert. Dies kann im Experiment bei zufälliger Variation der kurzen Ausgangs- DNS nicht dargestellt werden, auch nicht ansatzweise. Es gibt keine Versuche, in denen neue Organisationsstufen zufällig entstehen, die etwa den Gattungen entsprechen. Ja, sogar die Entstehung neuer Arten (Fortpflanzungsgemeinschaft) als Folge der natürlichen Selektion ist fraglich. Die Haustierzucht spricht eher dagegen. Aus wildlebenden Urformen konnte der Mensch durch Selektion von Varietäten, die sich in freier Natur nicht erhalten würden, zahlreiche Rassen hervorbringen, die in ihrem Erscheinungsbild oftmals wie Vertreter ganz verschiedener Arten aussehen, doch ist in den etwa 10.000 Jahren der Domestikation niemals etwas anderes entstanden als eine Spielart der jeweiligen Tierart (die Kreuzung von Pferd und Esel ist bekanntlich unfruchtbar). Angesichts der Verbreitung von Haustieren über den ganzen Globus mit ursprünglich sehr großen Distanzen zwischen den Populationen, wäre nach der Selektionstheorie zu erwarten, dass durch die räumliche Trennung mit zunehmender Entfernung Varietäten auftreten, die in der Nachbarschaft noch miteinander fruchtbar sind, in größeren Distanzen aber nicht mehr, und dann somit zu einer andern Art gehörten. Ein solches Phänomen ist bisher z.B. bei amerikanischen Salamanderarten beschrieben worden, aber es sind alle diese Tiere immer noch Salamander. Die nicht überschreitbaren Grenzen werden daher wohl dort zu ziehen sein, wo man in der Systematik von dem die Arten zusammenfassenden Ordnungsbegriff, von „Gattungen“ spricht. Es ist gut vorstellbar, dass viele Arten so plastisch sind, dass sich zahlreiche Spielarten innerhalb der Gattungen, durchaus als Folge von sich ändernden Umweltwirkungen nach dem darwinistischen Selektionsprinzip entwickeln konnten und können. Darüber hinaus darf und kann man aber eine Grenze setzen, für deren zufällige Überschreitung es keinerlei Belege oder Experimente gibt, und ein zufälliges Entstehen auch als im höchsten Maße unwahrscheinlich anzusehen ist.

Zudem ist nur ein sehr bescheidener Teil dessen, was wir an Natur um uns herum kennen und beobachten können im Sinne des Darwinismus naturwissenschaftlich schlüssig und vollständig erklärbar. Darauf machte z.B. der Basler Zoologe Adolf Portmann (1897 – 1982) deutlich aufmerksam. Er zeigte, dass zahlreiche Formen, Funktionen und Verhaltensweisen in der belebten Natur, z.B. die Schönheit, der Formenreichtum, die Symmetrie oder die Farbenpracht der Blütenpflanzen, oder die herrlichen Schmuckausbildungen im Tierreich keinen erkennbaren Selektionsvorteil bieten, oder – im Tierreich – in gleicher Weise als Nachteil (wegen der Auffälligkeit und Schwerfälligkeit der Schmuckträ-

ger) wie als Vorteil (wegen des wirkungsvolleren Fortpflanzungsverhaltens) bieten könnten. Portmann hält viele dieser Bildungen für „zweckfreie Sinngestalten“ (siehe z.B.: A. Portmann: An den Grenzen des Wissens, Fischer Taschenbuch 1738, 1974). Der Begriff der „Co-Evolution“ der das Zusammenwirken bei der Entwicklung von Blütenpflanzen und den sie bestäubenden Insekten benennt, beschreibt mehr einen historischen Sachverhalt als er erklärt. Portmann schmälert Darwins großartige Leistungen, oder auch diejenigen seiner in seinem Sinn arbeitenden Nachfolger und Schüler keinesfalls. Doch macht er deutlich, dass vielen „Erklärungen“ der Selektionstheoretiker keine ausreichende Sachkunde zu Grunde liegt. Viele Erklärungen erweisen sich bei genauem Hinsehen als Tautologien: Die besser Angepassten überleben und weil sie überleben, sind sie besser angepasst. In Bezug auf die Entstehung des Schmuckgefieders des Argusfasans z.B., mit dem sich Portmann 4 Jahrzehnte lang intensiv auseinandergesetzt hat, musste er sich sogar gegen die extrem simplifizierende Darstellung des Nobelpreisträgers Konrad Lorenz (1903 – 1989) äußern, weil sie weder durch Experimente noch durch Beobachtung gestützt ist, aber mit wissenschaftlicher Autorität als Beleg für die natürliche Selektion angeführt wird. Derartige Beispiele, in denen man so tut, als wäre man vor Jahrmillionen direkt dabei gewesen, wie eine neue Art entstand, gibt es unzählige!

Die „Erweiterte Synthetische Theorie der Evolution“ kann ohne Zweifel erfolgreich und berechtigt gewisse beobachtbare oder erschließbare Phänomene naturwissenschaftlich erklären. Aber in der Verallgemeinerung und Ausschließlichkeit ihres selektionstheoretischen Teiles übersehen seine Vertreter, dass jegliche Theorienbildung den Blick lenkt und einschränkt auf denjenigen Teil der unendlich vielfältigen Schöpfung, der eben damit bearbeitbar ist.

Der Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn (1922 – 1996) beschrieb das Entstehen von wissenschaftlichen Paradigmen, die von einem grundlegenden Werk einer großen Einzelpersonlichkeit ausgehen und dann in der Folge über viele Generationen von Wissenschaftlern im Detail weiter ausgebaut werden („puzzle-solving“). Doch schließlich kann es in einer wissenschaftlichen Revolution zum Paradigmenwechsel kommen, der immer Kampf und Generationenwechsel bedeutet. Im Fall der darwinistischen Selektionstheorie wird sich im Zuge eines solchen zukünftigen Paradigmenwechsels die „Wahrheit von gestern“ zwar nicht als der „Irrtum von heute“ aber als der „Spezialfall von heute“ darstellen.

Freilich wird dies erst im Rahmen einer neuen ganzheitlichen Wissenschaft auf breiter Basis möglich werden, in der auch die strikte und erkenntnistheoretisch nicht zu begründende Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften überwunden sein wird. Das vehemente Beharren auf einer solchen Trennung erscheint als eine unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit verdeckte ideologische Kampfansage an den Glauben. Und diese Vermutung ist begründet: Von Ulrich Kutschera, Professor für Pflanzenphysiologie an der Universität Kassel, erschien jüngst eine umfassende populärwissenschaftliche Darstellung des modernen Darwinismus (Evolutionsbiologie – eine allgemeine Einführung, Parey Verlag, Berlin 2001). Hierin finden sich Ergebnisse von Untersuchungen, nach denen 93 % der Spitzen-Naturwissenschaftler und 95 % der wissenschaftlich bedeutenden Biologen in den USA – und diese geben den Ton an – bekennende Atheisten sind. Kutschera selbst hält sich bedeckt, doch verdeutlicht der Duktus des ganzen Werkes sehr klar, dass er zu dieser großen Mehrheit gehört. Das wird auch an der Art deutlich, wie er Glauben definiert, nämlich als ein bloßes Vermuten, ein Fürwahrscheinlichhalten, als nicht Wissen irgendwelcher Ereignisse. Für den Glaubenden jedoch bedeutet Glauben das mit dem Gefühl einer inneren Überzeugung verbundene Fürwahrrhalten von Gegebenheiten und Zusammenhängen, für die es im Irdischen keine im wissenschaftlichen Sinn absolut sichere Evidenz gibt. Kutschera vertritt vehement die Meinung, dass es zur modernen Evolutionstheorie als kausale Erklärung für den evolutionären Artenwandel auf der Erde keine plausible Alternative gibt. Damit gleicht seine Haltung durchaus derjenigen eines Gläubigen, eines Gläubigen jedoch, der nicht an Gott, sondern an die dem menschlichen Denken entsprungene Begriffe vom „Kampf ums Dasein“ und „Survival of the fittest“ als Ursache alles Werdens glaubt. Der gläubige Atheist ist ein Glaubender.

Die katholische Kirche trägt durch ihren gut eineinhalb Jahrtausende lang inquisitorisch einzementierten starren und widersprüchlichen Dogmatismus und ihre mit schrecklichen Mitteln durchgesetzte Machtpolitik ursächlich Mitschuld am Atheismus der Eliten. Dies entbindet die Naturwissenschaft heute jedoch nicht ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft in Bezug auf die Hilfestellung zur Entwicklung einer wirklichkeitsgerechten Weltanschauung.

Man muss auch fragen, mit welchen metaphysischen Aspekten der Entwicklung und ethischen Fragen sich denn die Religion befassen sollte, wenn die einzigen Triebkräfte der Entwicklung tatsächlich nur blinder Zufall und brutaler Kampf ums Dasein wären? Hier hätte Metaphysik in der Tat keinen Platz. Für Lebenspraxis und Ethik allein wäre Religion nicht nötig, wie der Philosoph Wilhelm Weischedel (1905-1975) in seinem wichtigsten Werk „Skeptische Ethik“ (Suhrkamp, Frankfurt/Main, 1976) klar aufzeigte. Hierzu kann richtiges und konsequentes Denken auf der Grundlage einfacher und einleuchtender Grundannahmen durchaus ausreichen. Der religiöse Glaube hingegen hat immer mit dem Transzendenten und seinem Bezug zum Irdischen zu tun, und hierbei kommt man um Vorstellungen, wie und warum die Welt mit dem Menschen entstanden ist, nicht herum, und diese müssen mit der Wissenschaft vereinbar sein.

Freilich ist dazu auch das so genannte Theodizee- Problem, die Rechtfertigung eines liebenden und gerechten Gottes angesichts des allgegenwärtigen Bösen und des unermesslichen Leids in der Welt – auch in der vom Menschen unbeeinflussten Natur –, philosophisch überzeugend zu lösen. Das ist möglich, doch gelingt es den Kirchen seit langer Zeit nicht mehr. Die frühchristlichen Antworten, wie sie z.B. Origenes (184 bis um 253), unbestritten einer der größten christlichen Gelehrten des Altertums, geben konnte, übrigens durchaus in Übereinstimmung mit der hochsinnigen ionischen Philosophie eines Sokrates und Platon, wurden aus Machtgründen verworfen. Deutlich geht dies z.B. aus den schrecklichen Bannflüchen Justinians gegen Origenes aus dem Jahr 543 hervor, und der große Dogmenhistoriker Adolf von Harnack (1851 – 1930) lässt keinen Zweifel an der gefälschten Tradition der Kirche.

Es ist höchst an der Zeit, nicht nur die Theologie von unhaltbaren, unlogischen und unsinnigen Dogmen und Fundamentalismen zu befreien (dazu müsste sich die Theologie als Wissenschaft aber an freien, vom Gängelband Roms und protestantischen Kirchenleitungen unabhängigen Fakultäten entfalten können), sondern auch die Evolutionstheorie in diejenigen Schranken zu weisen, die sie sich kraft ihrer eigenen Methodenbeschränkung selbst gesetzt hat. Der redlich Suchende darf jedenfalls durchaus an ein geplantes schöpferisches Wirken Gottes bei der Entstehung und Entwicklung der Welt, der Natur und des Menschen glauben, ohne den Boden der gesicherten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zu verlassen.

Vernünftig ist eine solche Einstellung jedenfalls: Denn ist sie falsch, hätte dies keinerlei negative Konsequenzen für ein sowieso nicht existierendes Leben nach dem Tod. Zudem kann die Religionspsychologie belegen, dass ein Glaube an Gott in Krisen, Krankheit und Not messbar das Leben erleichtert. Ist sie aber richtig, gibt es also Gott und ein ewiges Leben, dann wäre es töricht, Vernunft und Verstand nicht dazu einzusetzen, die Konsequenzen mit größtmöglicher Überzeugungssicherheit zu erschließen und sein Handeln danach auszurichten.